

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 6

Artikel: Glossen
Autor: Tschopp, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

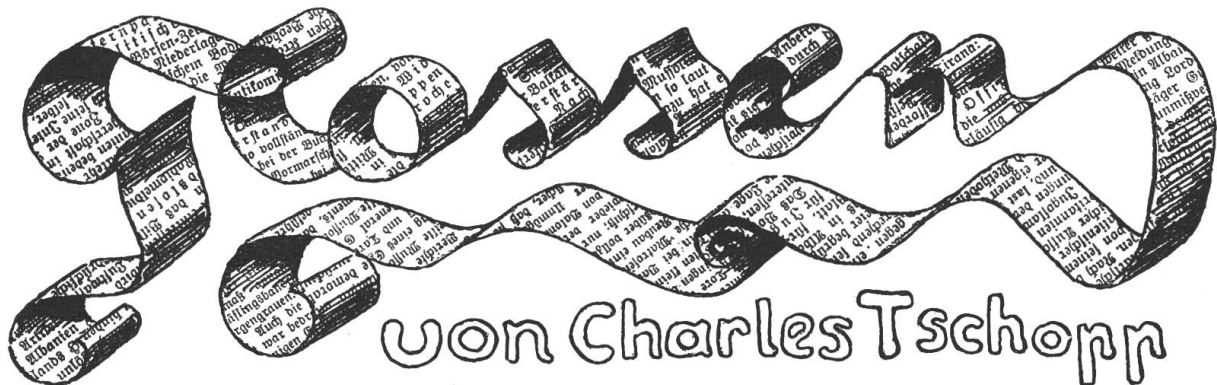
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Deutscher, der mich als Schweizer nicht unmittelbar treffen wollte, höhnte über die Liechtensteiner: « Ich möchte keiner sein; lieber ein Franzose oder Italiener, oder sogar ein Engländer, also der Angehörige irgendeiner grossen Kulturnation; aber was heisst das: Ein Liechtensteiner?! »

« Wenn man so will, wenig! » gab ich ihm zu. « Aber wenn sein Ländchen ihm erlaubt, ein ganzer Mensch zu sein, der das Beste seines Wesens frei entwickeln durfte, ist es dann noch klein und verächtlich?! »

* * *

Der grosse französische Schriftsteller Victor Hugo glaubte an den zukünftigen ewigen Frieden: In grauen Vorzeiten hätte jeder gegen jeden gekämpft. Dann sammelten sich die Familien zu Horden und Stämmen, die sich zwar gegenseitig bekriegten, aber innerlich befriedet waren. Später seien auch die Tausende von Stammesfehden verschwunden. Wohl zog im frühen Mittelalter noch französische Provinz gegen Provinz ins Feld. Aber heute sei Frankreich geeinigt und damit der Anlass zu hundertfältigen Streitigkeiten aufgehoben. Es kämpfen jetzt Staaten, ja Staatenverbände gegeneinander. Bald würden sich nur noch grosse Erdteile feindlich gegenüberstehen! Und schliesslich . . .

Der gläubige Leser wird den Gedankengang erraten haben und mit Ungeduld die Zeit erwarten, da der innerlich geeinigten Welt, wenn sie des Friedens überdrüssig würde, nichts anderes mehr übrigbliebe als dem Mond den Krieg zu erklären.

* * *

Gemäss der « Frankfurter Zeitung » vom 25. April 1935 hatte damals Dr. Ley einem französischen Interviewer erklärt: « Nein! Krieg? Niemals! Deutschland will ihn nicht mehr. 23 Millionen deutsche Arbeiter wollen nichts als Arbeit und Frieden.

Sie sehen bei uns viele Uniformen, und das beunruhigt Sie! Die Wahrheit ist, dass der Deutsche sich gern gruppiert, gern Kleidungsstücke mit militärischem Anstrich trägt, gern im gleichen Schritt marschiert und singt . . . »

Der Leser wird denken: So ist es bequem, Glossen zu schreiben, wenn die Geschichte selbst die Pointe dazu liefert! Er hat recht. Aber die Pointe der Pointen ist, dass ein aufmerksamer Chronist der letzten 30 Jahre Tausende und aber Tausende solcher Glossen schreiben könnte.

* * *

A propos Radiokrieg: Im Kampfe vor Troja hub Tlepolemos an und redete also zu seinem Feinde Sarpedon, dem Herrscher des Lykiervolkes:

*« . . . Du bist feig im Herzen, und führst hinsterbende Völker,
und wirst du den Troern, so scheint es, keine Hilfe gewähren,
kommend aus Lykiens Flur, auch nicht, wenn du tapferer wärest,
sondern von mir bezwungen zu des Hades Pforten hinabgehen! »*

Sarpedon aber begann und erwiderte (unter anderm!):

*« Doch dir meld' ich allhier den Tod und das schwarze Verhängnis,
durch dich selbst dir bestimmt; von meiner Lanze gebändigt,
gibst du mir Ruhm »*

« Über diese primitiven Versuche geistiger Beeinflussung lachten wir einst als Gymnasiasten », so äusserte ich zu jemand, dem ich die obigen Stellen vorgetragen hatte.

Er aber antwortete ganz im Ernst: « Das war zwar wirklich primitiv. Aber schliesslich ist es doch etwas billig, darüber zu lachen; damals war der Radio eben noch nicht erfunden. »

* * *

Der Franzose Barrès schrieb einmal einen vieldeutigen Spruch, über den es sich lohnt, nachzudenken: « Il faut pour faire une patrie un cimetière et une école. »

Heisst das: Die Entstehung eines Vaterlandes setzt die Aufopferung vieler treuer Menschen voraus und die Erziehung eines Volkes zu einer gemeinsamen Kultur?

Oder heisst das: Es braucht die bluterfüllte Geschichte und eine Schule, die sie lehrt, damit der Begriff des Vaterlandes sich fest in die Herzen gründe?

* * *

Die zehnjährigen Drittklässler und -klässlerinnen müssen Mundartsätze ins Schriftdeutsche übersetzen:

« Gang, reich mer de Schwumm! » liest ein Mädchen mit siegeslauter Stimme und übersetzt: « Gang, reiche mir der Schwumm! »

Die Lehrerin schüttelt den Kopf, und ein eifriger Schüler meldet sich: « Gang, reiche mir denn (es waren mindestens zwei n in seiner Aussprache) Schwumm. »

Aber immer noch war die Lehrerin nicht zufrieden, und eine meldet sich zaghaft: « Gang, reiche mir den Schwamm! »

Schliesslich, als auch noch das « gang » und « reiche » von der geduldigen Lehrerin verbessert worden war, wurde der hochdeutsche Satz im Chor wiederholt! Wie es tönte, kann keine Setzmaschine ausdrücken: Sie müsste gang und gehe, reiche und hole, den und der, Schwumm und Schwamm in vielerlei Varianten aufeinander setzen

Überschrift: Unser Kampf!

* * *

In einer « öffentlichen Erklärung » warnte unlängst ein Automobilhändler: « Ein gewisser Herr N. N. offeriert Wagen zu weit tieferem Preis . . . Wir machen darauf aufmerksam, dass es sich bei diesen scheinbar günstigen Angeboten um letztjährige Typen handelt, die in keiner Weise mit den diesjährigen verglichen werden können... »

Was ist daran Besonderes? wird man mich fragen.

Bloss das: Im Reklameprospekt des vorherigen Jahres hiess es: « Es ist unmöglich, dass ein besserer Wagen gebaut werden kann; auf Jahre hinaus wird dieser Wagen unerreicht bleiben . . . »

* * *

1936, nach der Abwertung, meinte einer im Kreise der Kollegen: « Jetzt, mit dem Abwertungsgewinn der Nationalbank, liesse sich eine grosszügige Arbeitslosenfürsorge einrichten! » Einige entgegneten: « Gewiss, aber . . . », doch ihre Einwendungen machten keinen Eindruck.

Einige Monate später begeisterte er sich: « Wenn ich Bundesrat wäre, würde ich ein Arbeitsbeschaffungsprogramm mit dem Abwertungsgewinn finanzieren . . . » Einer hatte Bedenken: « Schon recht, aber . . . » Doch wir andern waren mitbegeistert vom Programm.

Und wieder später rief er aus: « Subventionen und Subventiönchen für Stiere, Kühe, Arbeitslose, Weinbauern! Das ist unsere Politik! Aber wirkliche Kulturpolitik! Wer treibt die? Wie könnte man mit den Abwertungsmillionen Kunst und Künstler fördern . . . » — « Grossartig! » war unsere einstimmige Meinung.

Und so heilte er mindestens ein dutzendmal alle Übel und Gebrechen unseres Landes mit denselben Millionen und tat damit nichts anderes, als was leider so viele Schweizer tun, wenn sie unsere Reichtümer zum xten Male verteilen.

Kürzlich erwähnte einer: Glücklicherweise sei der Abwertungsgewinn noch erhalten. Er werde helfen, die Mobilisationskosten zu decken. Einige sagten bloss « öhö » und andere « sooo? ».